



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seiler, Friedrich: Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse. 4. Streifzüge in
der weiteren Umgegend

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

durch Vereinigung und Trennung die verschiedensten Wesen aufzubauen, nicht ein Ergebnis des Naturlaufs, sondern die vom Schöpfer gesetzte Bedingung seines Anfangs ist, darf man sie als etwas außerhalb der natürlichen Entwicklung und vor ihr liegendes ein Wunder nennen. Und mag man sich die psychophysischen Bedingungen der Sprache, die mit denen der Menschenvernunft zusammenfallen, als in die ersten Daseinsbedingungen der Welt eingeschlossen oder ihnen auf einer gewissen Stufe der allgemeinen Entwicklung zugegeben denken, jedenfalls erscheinen auch sie als ein Wunder. Die wichtigste der Bedingungen, die die Sprache möglich machen, ist die Zuordnung von Sprachwerkzeugen zu einem für die Entwicklung von Vernunft tauglichen Gehirn. Hätte der Schöpfer die Pferde den Menschenverstand entwickeln lassen, den dem klugen Hans seine Verehrer zuschreiben, so würde er sie auch Organe haben entwickeln lassen, die sich zur Gedankenmitteilung besser eignen als Pferdehufe. C. J.



Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse

Von Friedrich Seiler

4. Streifzüge in der weitem Umgegend



er längere Zeit das Studium einer fremden Großstadt in Staub, Rauch und Hitze betrieben hat, dessen Nerven sehnen sich nach Abspannung. Eine solche gewährt dem Stambulfahrer fast mehr noch als der Bosporus eine Tagesstour nach den reizend an der asiatischen Küste liegenden Prinzeninseln. Es war an einem herrlichen Mai-morgen — die abendländische Christenheit feierte gerade Pfingsten, das lieblichste Fest —, als wir auf der „neuen Brücke“ an der Abfahrtstelle des Dampfers erschienen. Viel zu früh. Man kommt in der Türkei überhaupt nie zur richtigen Zeit, wenigstens überall da, wo die türkische Zeit gilt. Das ist auch so eine unmoderne und unmotivierte Schikane für den Fremden, die mit Eigensinn gerade bei den Dampfschiffahrtsplänen festgehalten wird. Der türkische Tag läuft von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und hat vierundzwanzig Stunden, mögen die Tage nun kurz oder lang sein. Folglich sind die türkischen Stunden jeden Tag von verschiedner Länge, und die türkische Uhr müßte jeden Tag anders gestellt werden, wird es aber nur jeden fünften. Der Fremde hat nun die angenehme Aufgabe, die türkischen Stunden in seine fränkische Zeit umzurechnen, was nie gelingt. Wir mußten die verlorenen anderthalb Stunden, so gut es ging, durch Herumbummeln hinbringen. Ich sah mir die zehn Minuten von der „neuen Brücke“ entfernte „alte“ an. Sie ist jetzt antiquiert, schäbig, baufällig und viel weniger benutzt als ihre jüngere Schwester. Als ich an der Abfahrtstelle wieder mit meinem Genossen zusammentraf, hatte sich das Bild stark geändert. Vorhin war es einsam gewesen, jetzt flutete um den engen Schalterraum auf der feuchten Landungs- ponte die Menge der Sonntagsausflügler, meistens Griechen und Levantiner. Ein kleiner schwarzer Herr nahm sich unser freundlichst an, löste im heißen Gedränge unsre Billetts und geleitete uns auf das richtige Schiff. Er sprach mit uns ein gutes Französisch ohne die den Griechen eigne Lippelei und stellte sich uns als Monsieur Joaillier, königlich preussischen Hophotographen, vor. Er ist in der Tat

der bedeutendste und bekannteste Photograph in Konstantinopel, von dem jeder Fremde, sei es direkt oder indirekt, seine photographischen Andenken an die Sultansstadt bezieht. Er erzählte uns, während sich das übervolle Schiff langsam in Bewegung setzte, daß er seine Frau und Tochter, die auf Prinkipo in der Sommerfrische seten, besuchen wolle. Seine Tochter werde sich freuen, mit uns Deutsch zu sprechen. Denn sie liebe diese Sprache sehr, wenn auch die Umgangssprache der Familie Französisch sei. Während der Fahrt unterrichtete er uns über alles Wissenswerte und machte uns auf alle wichtigen Punkte aufmerksam. Diesesmal, an dem schönen, sonnigen Maimorgen, sahen wir vom Meer aus die Stadt in ihrem vollen, farbenreichen Glanze, nicht bloß die Silhouetten, wie bei der Ankunft.

Köstlich war auch die Fahrt über das sanftwogende blaue Meer. Es ging an Skutari vorbei, dann folgte Haidar-Bascha, dessen riesige gelbe Kaserne mit ihren vier Ecktürmen weithin sichtbar ist. Auch einen granitnen Obelisk sieht man am Ufer, unter dem die im Krimkriege gefallenen Engländer bestattet sind. Jetzt baut man dort einen neuen Hafen als Ausgangspunkt der Anadolibahn. Jetzt kommt Kadiköi, das alte Chalcedon, „die Stadt der Blinden,“ so nannte sie das delphische Orakel, weil ihre Gründer den so viel trefflicheren Platz am Goldenen Horn nicht gesehen hatten. Immerhin ist es auch den Chalcedoniern ganz gut gegangen und geht ihnen noch jetzt gut. Kadiköi ist eine blühende, von wohlhabenden Griechen und Europäern bewohnte Stadt. Weiter fuhren wir an der lieblichen, von Nebenhügeln und Feigenplantagen bekränzten Bucht von Fener-Bagtsche und an einem auf vorspringender Landzunge errichteten Leuchtturm vorüber den rasch aus dem Meere hervorwachsenden Prinzeninseln zu. Das Schiff landete zuerst an dem kahlen, unkultivierten Proti, dann kam das nicht viel besser aussehende Antigoni, dann Chalki, wo sich drei sehr verschiedenartige Schulanstalten angesiedelt haben, eine griechische Theologenschule für hundert Studenten, eine ebenfalls griechische Handelsschule und eine türkische Marineschule mit Minaret. An dem Landungsplatz wimmelte es von Böglingen aller drei Anstalten bunt durcheinander.

Dann landeten wir auf Prinkipo, der schönsten, größten und höchsten der Prinzeninseln. Prinkipo heißt „Prinzeninsel.“ Dieser stolze Name rührt von sehr traurigen Ereignissen her, nämlich davon, daß in byzantinischer Zeit die ganze Gruppe ein beliebter Verbannungsort für gestürzte Kaiser und Prinzen war. Auf Prinkipo speziell haben nicht weniger als drei verbannte und entthronte Kaiserinnen gelebt: die große Irene, die sich mit Karl dem Großen vermählen wollte, dann Zoe, die aber nach kurzer Zeit wieder zu Ehren und auf den Thron kam (1042), und endlich Anna Dalassena, die Mutter der Komnenen (1071). Die Insel besteht aus zwei durch eine Einsattelung verbundenen Bergen, trägt drei Klöster, eine kleine, von Griechen bewohnte Stadt und eine Reihe stattlicher Villen mit hübschen Gärten. Denn heutzutage ist Prinkipo wegen seiner reinen, milden Luft, seiner herrlichen Vegetation und seiner erquickenden Seebäder ein beliebter Erholungs- und Badeort für die reichen Kaufleute der Hauptstadt geworden. Jeden Sonntag ist das Dampfschiff überfüllt mit erholungsbedürftigen Großstädtern und mit Familienvätern, die ihre sommerfrischelnden Angehörigen für einige angenehme Stunden besuchen wollen.

Auch Herr Joaillier hatte diese Absicht. Seine Gattin und Tochter und einige befreundete Familien empfingen ihn auf der Landungsbrücke; Monsieur Joaillier stellte uns vor und lud uns zu einem Glase Mastix ein. So saßen wir denn, ehe wirs uns versahen, im Garten eines Restaurants am Strande in einem uns völlig fremden Kreise. Die Unterhaltung beschränkte sich zunächst auf ein allseitiges *à votre santé, monsieur! oder madame!, auf Auskruse wie quel beau temps! une belle journée!, c'est une île charmante! u. dgl.* Zum Glück war ich jedoch neben Mademoiselle Joaillier gekommen, eine schöne junge Dame mit üppigem, blau-schwarzem Haar; ihre Ahnfrau hatte offenbar dereinst an den Wasserflüssen Babels geseffen und ihre Harfen an die Weiden gehängt. Das war aber hier im Orient gerade recht stilgemäß, und es war mir höchst reizvoll, auf asiatischem Boden mit

diesem prachtvollen orientalischen Mädchen zu plaudern, noch dazu in der Muttersprache, d. h. in meiner, die ihrige hätte sie selbst nicht verstanden. Sie sprach das geliebte Deutsch ohne fremden Accent fließend, wie eine ihrer Schwestern aus dem Tiergartenviertel, nur ohne die dort üblichen Verolinkismen. Sie verdankte ihre gesamte Bildung, beinahe ihr ganzes inneres Leben der deutschen Schule und konnte nicht Worte genug finden, diese Anstalt und ihren Leiter, einen Herrn Swatlo, zu rühmen. Wenn ich je stolz gewesen bin auf meinen Beruf als deutscher Schulmeister — man hat ja nicht immer Ursache dazu —, so bin ich es in dem Wirtschaftsgarten von Prinkipo gewesen, eine etwas ungewöhnliche Stelle für solchen Berufsstolz. Fräulein Joaillier — so nannte ich sie jetzt statt Mademoiselle — hatte auch keineswegs bloß fehlerfreies Sprechen gelernt, sondern auch mit Liebe und Verständnis unsre Klassiker gelesen, und zwar nicht nur „Die Glocke“ und „Die Bürgschaft,“ sodasß ich mit Mühe der Versuchung widerstand, ein kleines Examen zu improvisieren. Nachdem wir eine halbe Stunde im Kreise dieser lebenswürdigen Menschen verplaudert hatten, mahnte uns die enteulende Zeit zum Aufbruch. Wir hatten noch viel vor. Unter allseitigem Händeschütteln trennten wir uns mit „au revoir!“ und „Auf Wiedersehen!“

Daraus ist freilich nichts geworden, wenigstens nicht mit meiner schwarhaarigen Nachbarin. Als ich eine Woche später das Joailliersche Geschäft in der grande rue de Péra betrat, um mir Photographien zu kaufen, empfing mich Monsieur Joaillier, den ich durch den Kommiss rufen ließ, wieder mit der größten Herzlichkeit und übergab mich einer andern Tochter, der ältern Schwester meiner noch in Prinkipo weilenden Bekanntschaft, als Führerin und Beraterin. Nie ist mir das schwierige Geschäft, photographische Ansichten auszuwählen, rascher und angenehmer von statten gegangen als in Begleitung dieses jungen Mädchens, das in der deutschen Schule ebenso gut Deutsch gelernt hatte wie ihre Schwester. In dem obem, hübsch eingerichteten Salon führte sie mich von einem der dicken Albums zum andern und beriet mich bei der Zusammenstellung meiner Kollektion mit größter Lebenswürdigkeit und bester Sachkenntnis. Bei der Bezahlung gewährte mir Herr Joaillier nicht nur einen Vorzugspreis (fünf Franken statt sechs für das Duzend), sondern gab mir noch als souvenir zwei Stück extra. Das alles verdankte ich nicht meinen schönen Augen, sondern meiner Eigenschaft als deutscher Schulmann. Man sieht, die deutsche Schule im Auslande zieht ihre segnenden Kreise weiter, als sie selbst ahnt. Heil ihr! Das ist doch eine nationale Propaganda, der auch der enrugierte Sozialdemokrat keinen Chauvinismus nachsagen kann, eine Propaganda des Geistes, der Bildung, der Kultur, der Menschenfreundlichkeit. Übrigens klagte Herr Joaillier sehr über den völligen Mangel an Schutz gegen unberufne Bervielfältigung in der Türkei. Seine mühsamen und oft mit großen Schwierigkeiten und Unkosten hergestellten Aufnahmen würden ihm oft von dem ersten besten Winkelphotographen abphotographiert, und dieser verkaufe dann die bequem und kostenlos hergestellten Bilder billiger, als er es könne. Die anständigen Fremden nähmen freilich nur bei ihm. Ich richtete also hiermit an alle lieben Landsleute, die in Konstantinopel Photographien kaufen wollen, die Mahnung, sich nicht durch den billigern Preis dazu verleiten zu lassen, den unlautern Wettbewerb zu unterstützen. Sie mögen sich ruhig einem der beiden deutsch gebildeten Fräulein Joaillier anvertrauen und beim Besichtigen und Auswählen eine genussreiche Stunde mit der lebenswürdigen jungen Dame verplaudern.

Doch zurück von dieser photographischen Abschweifung nach Prinkipo. Zu unsrer Mastixtafelrunde hatte sich noch ein junger Österreicher gesellt, der sich Geschäfte halber schon längere Zeit in Konstantinopel aufgehalten hatte. Dieser geleitete uns bis zum nahen Hotel de l'Embarcadère, wo wir unser Mittagbrot verzehren wollten. Dabei zeigte er uns ein stattliches Haus oben auf der Höhe, dem jedoch das Dach und die Fenster fehlten. Das sei ein sprechendes Zeugnis türkischer Verwaltungswillkür, sagte er, seine Stimme zum Flüsterton dämpfend. Es gehöre einem griechischen

Arzte. Der habe nach endlosen Schwierigkeiten und reichlichen Trinkgeldern endlich die Erlaubnis erlangt, dort oben bauen zu dürfen. Dann, als das Haus so weit gebiehen sei, wie man jetzt sehen könne, sei ihm urplötzlich die Fortsetzung des Baues untersagt worden, und bis heute habe er trotz allen Anstrengungen dieses Verbot nicht rückgängig machen können. Das Haus stehe nun schon fast zwei Jahre so da und sei natürlich schon halb zur Ruine geworden. Er warnte uns dann noch, auf der Straße laut über solche oder andre Mißstände zu reden. Das Beste sei überhaupt, immer möglichst leise zu sprechen. Denn es wimmelte geradezu von Geheimpolizisten. Auch sollten wir in den engen Gassen Stambuls ja nicht allein oder etwa in der Dunkelheit gehn.

Auf der Terrasse am Meere schmeckte uns das Mahl herrlich. Dann gingen wir auf die Platia, wo sich, da es Sonntag war, die ganze Bevölkerung in strahlend bunten Gewändern herumtrieb. Auch stand schon eine Menge Esel zum Vermieten bereit. Wir wählten uns zwei schmucke Grautiere aus, deren Führer, ein halbwüchsiger Junge, einmal wieder „Athanas“ hieß. Da nach Doktor Mordtmanns Aussage das Reiten mit herunterhängendem Schenkel für mich „das reine Gift“ sein sollte, so legte ich das verwundete rechte Bein dem Esel auf den Kopf zwischen die Ohren und machte damit eine so groteske Figur, daß die Leute stehn blieben und mir nachsahen. Leider ließ sich diese Beinstellung nicht lange ertragen, sodaß ich häufig wechseln mußte. Unser Ritt ging zuerst durch eine schöne Villenstraße mit ganz modernen Gebäuden und wohlgepflegten Blumengärten, dann durch harzduftenden Fichtenwald zum Sattel, wo uns die Wirte der beiden Kassenien, die dort liegen, zu Raft und Erfrischung einluden. Wir strebten aber höher und ritten durch Myrten- und Terebinthengebüsch noch weiter hinauf zum Kloster des heiligen Georgios, das die höchste Spitze der ganzen Insel krönt, wenn man diesen Ausdruck von einem recht dürftigen und ärmlichen Gebäude gebrauchen darf. Einer der heiligen Väter führte uns in die Klosterkirche, wo ein in Gold getauchter heiliger Georg seinen Drachen ersticht, und eine nahezu mohrenhafte Panagia in feisfeinener Würde vor sich hinstiert. Vom Eingang aus konnten wir in das geöffnete Speisezimmer sehen, wo die Mönche um einen Rundtisch saßen und ihr in einer einzigen Schüssel aufgetragenes Mahl verzehrten. Das Kloster hat nur noch fünf Mönche, die beiden andern Klöster, die es auf Prinkipo gibt, das Christus- und das Nikolaskloster, noch je einen.

Während mein Gefährte in dem Kassenion neben dem Kloster zurückblieb, kletterte ich auf der schmalen Berghöhe entlang, teils durch Gestrüpp, teils über glatte Felsen, bis zum steil abfallenden Endpunkte. Von hier sah ich jenseits des Sattels ein riesiges, noch im Bau begriffenes Hotel und links davon noch höher das Christuskloster. Der Hotelunternehmer scheint kein Fuchs zu sein. Sonst würden ihn „die Spuren schrecken,“ nämlich das inhibierte Haus des Arztes. Wer auf türkischem Boden baut, der baut auf den Sand der Rechtlosigkeit. Zum Kassenion zurückgekehrt, genoß ich dann den trefflichen Landwein und die noch trefflichere Aussicht auf die flache asiatische Festlandsküste mit der Stadt Tuşla und weiter nach Süden auf die bithynischen Berge mit dem mächtigen Olympos, auch den Eingang zur Bucht von İsmid, dem alten Nikomedien, sieht man, während Nicäa in den Bergen verborgen liegt. Chalkedon hatten wir auf der andern Seite hinter uns. Lauter Konzilstädte! Welch reges Leben entfaltete damals die jetzt so veräußerlichte, tote oder wenigstens schein tote griechische Kirche! Fast unmittelbar zu unsern Füßen aber lag das kleine grüne Eiland Anterobintos in der blauen Flut.

Auch der Ritt bergab bot nach allen Seiten die entzückendsten Blicke über die Gipfel der Bäume hinweg auf den blauen Spiegel und in die weite see-stimmende Ferne, auf die Nachbarinseln und die sanftgeschwungenen Buchten der Festlandsküste. Wir ritten vom Sattel aus auf einem andern Wege links herum und kamen dabei, wie es schien, in den mehr abgelegnen türkischen Teil der Villenstadt. Denn hier saßen in den dunkeln Lauben der Blumengärten an plätschernden

Brunnen mohammedanische Frauen, in Seide gekleidet und den Kopf mit seidnem Überschlag bedeckt, andre begegneten uns auf der Straße, wo sie ruhigen Schrittes dahin wandelten, meist unverschleiert. Auch schauten sie hier, wo es der Eheherr nicht sah, dreist und ungeniert auf die fremden Geskreiter und lachten vergnügt über meine krampfhaftige Behinderung. Eine anderthalbstündige Fahrt trug uns dann durch das unter starker Brise weiß aufschäumende Meer zurück nach Konstantinopel, viel zu früh für unsern Geschmack. Es war aber leider das letzte Schiff, das fuhr, und deshalb übervoll. Wunderbar waren jetzt die Prinzeninseln hinter uns beleuchtet. Rosig hoben sich ihre Berge vom bläulichen Abendhimmel ab, und es war, als ob der Wind uns noch die Blumendüfte der Gärten nachtrüge. O könnte ich doch als byzantinischer Prinz auf einem dieser lieblichen Eilande mein Leben verträumen und vom waldigen Gipfel herunter weit hinaus schauen auf das schäumende Meer. Eitler und wohl auch nicht einmal ganz ernst gemeinter Wunsch! Wir Abendländer sind doch nun einmal bis in die Wurzeln der Seele hinein Arbeits-, Pflicht- und Gemütsmenschen! Auch Kadiköi, Haidar-Pascha, Skutari strahlten jetzt im schönsten Abendsonnenglanze, sodaß sogar die gelbe Kaserne einen poetischen Anstrich erhielt, Stambul dagegen glich wieder einem feinumränderten Schattenbild. Am Quai von Galata feierte man den Sonntag; sämtliche Cafés waren zum Überlaufen voll, allenthalben Musik, Geklimper, lustwandelnde Menschen aller Nationen; auch die Türken feierten mit.

Wie wertvoll und angenehm es ist, einen Ortskundigen zum Führer zu haben, hatte mir die kurze Bekanntschaft mit Herrn Joaillier deutlich gezeigt. Darum beschloß ich, einen Empfehlungsbrief, den ich an einen in türkischen Diensten stehenden deutschen Offizier, den Oberstleutnant Hauschild, bei mir führte, nunmehr baldmöglichst abzugeben. Ich machte mich also am nächsten Tage auf den Weg, ihn zu suchen. In der Buchhandlung von Otto Keil sollen Fremde nach Meyer „bereitwilligst jede gewünschte Auskunft“ erhalten. Darauf bauend ging ich in den Laden, erhielt aber nur sehr kurz und geschäftsmäßig die Antwort, den Herrn kenne man nicht, wenn er, wie ich angebe, Instruktor an der École militaire sei, so möge ich mich nur dorthin begeben, sie liege sehr weit draußen in dem nördlichen Vorort Pankaldi. Ich setzte mich also in die Pferdebahn und fuhr die endlose Perastraße bis zu Ende und dann weiter hinaus in die unbekannte Welt. Exerzierplätze, Kasernen, Hospitäler, Friedhöfe, ein Kaffeegarten, eine aus neuen Häusern bestehende, offenbar erst kürzlich entstandne Straße, dann ein riesiges militärisches Etablissement mit einem kolossalen hochummauerten Hofe, worin Reiterübungen abgehalten wurden. Das war, wie man mir sagte, die Kriegsschule.

Ich stieg also aus und ging die Fahrrampe zum Hauptportal hinauf, wo mich der Posten anhielt. Ich holte meinen Brief heraus, zeigte auf den Namen und sprach zugleich das Wort „Hauschild“ möglichst scharf artikuliert aus. Der Asiate — die türkische Armee rekrutiert sich hauptsächlich aus Asien — stierte mich mit völliger Verständnislosigkeit an. Da ich ihm aber einen anständigen Eindruck machte — ich trug meinen schwarzen Bratenrock und meinen Zylinder —, so rief er in das Portal hinein, worauf der wachthabende Unteroffizier erschien, dem ich nun dasselbe vormachte wie dem Soldaten. Der Mann nahm den Brief in die Hand, beichtigte ihn von allen Seiten, nickte, als ich ihm den Namen „Hauschild“ langsam und deutlich vorsprach, und führte mich schließlich in das Gebäude hinein. Lange Gänge, ein Hof, herumstehende Soldaten, hölzerne Treppen, Gewehre in Gestellen zogen an meinem Blick vorüber; endlich öffnete er ein ziemlich geräumiges Zimmer, hieß mich auf einen Stuhl niedersitzen und verschwand dann wieder. Da befand ich mich also mit einemmal in einer türkischen Unteroffizierstube. An den Wänden hingen Seitengewehre, Koppel und dergleichen. Auf einem Schragen saßen zwei Kriegsmänner, ein dritter schrieb an einem Tische. Beständig gingen Soldaten ein und aus, Meldungen wurden gemacht, Befehle erteilt. Von mir nahm niemand Notiz. Ich klappte einstweilen zum sichtslichen Amüsement der

Türken meinen Klapphut bald auf und bald zu und dachte: Warte nur, balde kommst auch du an die Reihe.

Nach etwa einer Viertelstunde trat ein älterer Soldat, ein Feldwebel oder so etwas, in die Stube, forderte mich mit militärischer Handbewegung auf, ihm zu folgen, und führte mich durch eine andre Tür in ein zweites, hinteres Zimmer, zu dem man einige Holzstufen hinaufsteigen mußte. Die zwei Kriegsmänner, die hier saßen, waren offenbar ebenfalls Feldwebel oder Sergeanten. Sie warfen nur einen kurzen Blick auf mich und ließen mich dann ruhig auf dem rotgestrichnen Holzschemel sitzen, auf den mich mein Führer placiert hatte. Dieser stellte sich vor mich hin und beschrieb in der Luft mit dem Finger so lange ein kleines Rechteck, bis ich ihm meinen Brief überreichte und dazu „Hauschild“ sagte. Er nickte verständnisinnig und wiederholte: „Hauschild.“ Aber er ging noch nicht, sondern fing noch einmal an, vor meinen Augen Rechtecke in die Luft zu zeichnen. Ich merkte erst nicht, was er meinte. Dann ging mir ein Licht auf, ich griff in die Tasche und gab ihm meine Visitenkarte. Nun nickte er befriedigt und zog mit den beiden Dokumenten ab.

Wieder befand ich mich allein, diesmal eine Stufe höher unter türkischen Feldwebeln. Auch das Zimmer war etwas besser ausgestattet als das untere. Es gab hier sogar zwei Wasserpfeifen. Ein Soldat im Drillichanzug brachte ein Kohlenbecken, ein andrer Kaffee, und die beiden Kompagniemütter hüllten sich alsbald in Rauchwolken und Schweigen. Ich schwieg auch. Die Geschichte fing nun an, vor Langweiligkeit wieder interessant zu werden, und ich war selbst gespannt darauf, wie sie wohl endigen würde; denn irgendwie mußte sie doch endigen. Meinen Klapphut auf und ab springen zu lassen, wagte ich hier nicht. Die Herren Feldwebel sahen mir dazu zu gravitatisch aus. Eine gute Viertelstunde mochte ich so im Tabaksqualm und Kaffeedunst der türkischen Kasernenstube gesessen haben — ich selbst bekam übrigens trotz der vielgerühmten orientalischen Gastfreundschaft nichts ab —, da öffnete sich die Tür hinter mir von neuem, und der Mann, der mir Brief und Karte abgenommen hatte, erschien von neuem, und zwar in Begleitung eines noch ältern und würdigern Kameraden. Er wies auf mich hin, händigte ihm Brief und Karte ein und verschwand. Sein Begleiter dagegen rückte einen Schemel neben den meinigen, setzte sich darauf und fragte: Quo voux-tu?

Ich war so perplex ob dieser patriarchalisch-militärisch-knappen Anrede, daß ich nicht sofort zu antworten vermochte. Erst als er seine kategorische Frage wiederholte, brachte ich heraus: Je voux monsieur Hauschild.

Quel est ton metier? fuhr er fort, indem er auf meine Visitenkarte starrte.

Je suis professeur dans une école.

Quelle école?

Was sollte ich aus dieser Frage machen? In die verschlungenen Pfade unsers höhern Schulwesens konnte ich den hiedern Obertürken doch nicht in aller Eile einführen. Da kam mir der rettende Gedanke, zu antworten: Une école allemande, und nun hellte sich sein inquisitorisches Antlitz plötzlich zu einer gewissen Freundlichkeit auf.

Tu es professeur dans une école allemande. Bon! Tu voux parler Hauschild. Bon!

Ich sagte: Oui, dans sa maison.

Nun war aller Zweifel über die Lauterkeit meiner Absichten behoben. Dans sa maison! wiederholte der Türke, stand auf und bedeutete mir, ihm zu folgen. Ich mußte wieder das Unteroffizierzimmer und dieselben Korridore und Gänge passieren. Am Tore gab er mir dann meinen Brief und meine Karte zurück und sagte freundlich, indem er auf die lange Straße vor der Kaserne hinwies: Une maison blanche, un balcon, et le tram.

So war ich glücklich aus der Löwenhöhle heraus, sah sie mir noch einmal von außen an und schritt dann die Rampe hinunter. Ein weißes Haus, ein

Balkon und die Trambahn davor, das sollten die Kennzeichen sein, denen ich nachzugehen hatte. Leider war jedes Haus weiß, jedes hatte einen Balkon, und die Trambahn ging an jedem vorbei. Es blieb mir also nichts übrig, als im eigentlichen Sinne des Wortes hausieren zu gehn. Haus bei Haus fragte ich nach „Hauschild,“ und zwar, da es nirgends einen Portier gab, auch im ersten und zweiten Stock. Jede Erkundigung verlief ungefähr auf dieselbe Weise. Auf mein Klingeln öffnete ein mehr oder weniger schlumpiges weibliches Wesen oder ein verschmitzt lächelnder Jüngling. Dann fragte ich: Est-co ici, quo demeure monsieur Hauschild?, worauf die Gestalt verlegen wurde und etwas Unverständliches stammelnd verschwand, während ich auf dem halbdunkeln stickigen Korridor zurückblieb. Ich hörte dann Türen klappen, Stimmen murmeln, Schritte gehn, bis endlich nach kürzerm oder längerem Warten „Madame“ erschien, um mir in mehr oder weniger gebrochnem Französisch mitzuteilen, daß Monsieur Hauschild hier nicht wohne, und daß sie auch nicht wisse, wo er wohne. Diese Fragerei und Hausiererei war wahrhaft ombstant, wie der Franzose so bezeichnend sagt, aber ich war entschlossen, meinen deutschen Obersteutnant zu entdecken, und wenn ich ganz Pantaldi abklappern mußte. So schlimm wurde es jedoch nicht. Denn schon beim sechsten Haus stand unten an der Tür ein Kawaffe, der mir die Hoffnung einflößte, daß hier vielleicht ein Fremder wohne. Freilich hatte der Mann mit dem deutschen Offizier nichts zu tun, aber er bejahte meine Frage. Froh des Erfolges stieg ich zwei Treppen hinauf und las am Klingelschild den langgesuchten Namen. Ich sprach den öffnenden Diener französisch an, er wollte mich abweisen, aber eine weibliche Stimme rief von innen auf deutsch: „Führen Sie nur den Herrn herein!“ Im nächsten Augenblick stand ich vor einer jungen deutschen Frau und wurde in einen schönen Salon geführt. Ihr Gatte sei vom Dienst noch nicht zurück, könne aber jeden Augenblick kommen, er werde sich freuen, von seinen Verwandten aus der Heimat zu hören.

Es wurde Tee serviert, und wir waren bald im anmutigsten Geplauder. Dabei kam mir, je länger ich die Dame anschaute, um so klarer zum Bewußtsein, daß ich sie schon irgendwo und =wann einmal gesehen haben mußte. Besonders der strahlende Glanz der großen, hellen Augen kam mir nicht unbekannt vor, aber vergeblich suchte ich in den Kammern meines Gedächtnisses. Auch ihr sahen es ähnlich mit mir zu gehn, sodaß wir uns während des Gesprächs ab und zu forschend ansahen, ohne jedoch unsern Gedanken Ausdruck zu geben. Plötzlich öffnete sich die Tür, und herein trat in grüner, goldgestickter Uniform ihr Gemahl, der Katmakam, eine Rangbezeichnung, die etwa unserm Obersteutnant entspricht. Nachdem wir uns die Hände geschüttelt hatten, erzählte ich ihm meine soeben glücklich beendigte Trefahrt, währenddessen er mich ebenfalls forschend ansah, gerade wie seine Gattin.

Dann sagte er: Sie sind also in einer türkischen Kaserne gewesen. Wissen Sie, daß das etwas ganz Außergewöhnliches ist? Der Zutritt zu türkischen Kasernen ist niemand erlaubt, nicht einmal Offizieren aus andern Regimentern. Übrigens, fuhr er fort, hätten Sie unsre Bekanntschaft bequemer machen können. Sie sind doch vorgestern mit noch einem Herrn nach Brinkipo gefahren? Wir auch. Erzählen Sie sich nicht?

Nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Auf dem Hinterdeck hatte ein junges Ehepaar gegessen, er war aber in Zivil gewesen. Sie hatten unsern Gesprächen mit Interesse zugehört, auch wiederholt daran gedacht, uns anzureden und über zweifelhafte Sachen Auskunft zu geben, es dann aber doch aus Discretion unterlassen. Mir waren schon damals die strahlenden Augen der Dame aufgefallen, und ich hatte meinen Reisegegnossen verstoßen auf dieses Phänomen aufmerksam gemacht.

Als ich von dem lebenswürdigen deutsch-türkischen Ehepaar Abschied nahm, verabredeten wir für den nächsten Freitag eine gemeinsame Partie nach den

„süßen Wassern von Europa,“ um uns dort das mohammedanische Volksleben anzusehen.

Die süßen Wasser von Europa fließen im Tal von Riathane und ergießen sich in das Goldne Horn, sind gleichsam dessen Verlängerung. Hier auf den saftigen Wiesen versammelt sich unter den Baumgruppen jeden Freitag die türkische Welt, nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder. Da lagern sie auf Strohmatte und Teppichen und freuen sich in harmlosester Weise, Süßigkeiten naschend, kühlende Getränke schlürfend und Zigaretten rauchend, des Frühlings und der Freiheit. Denn dies ist die einzige Gelegenheit, wo sich die Frauen der bessern Stände freier bewegen und mit andern Menschen zusammenkommen können. Die vornehmen, kostbar geschmückten Haremsdamen, die sich nicht unter das übrige Volk setzen dürfen, fahren wenigstens in ihren eleganten Equipagen einen langsamen Korso, die Gesichter mit sehr dünnen und weiten Schleiern bedeckt, sodaß sie nicht nur sehen, sondern auch gesehen werden und mit den jungen türkischen Kavaliern und fränkischen Gesandtschaftsattachés feurige Blicke tauschen können. An Taschenspiellern, tanzenden Zigeunerinnen, fliegenden Kaffeeküchen fehlt es nicht, wohl aber an Ausschreitungen, wüstem Lärm und Trunkenheit. Es ist ein kindliches, fröhliches Getriebe, und auch die kleinen Kofetterien sind durchaus nicht als ernste Anbändelesen gemeint. Es ist kein Wunder, daß sich die türkischen Frauen auf diese freitägliche Unterbrechung des monotonen Haremslebens die ganze Woche freuen. Diesmal sollte ihnen und uns die Freude leider zu Wasser werden.

Unsre kleine Gesellschaft fand sich zur bestimmten Nachmittagsstunde an der neuen Brücke ein. Ich hatte außer meinem ständigen Gefährten noch einen zweiten Reisegenossen mitgebracht, der jugendliche Oberstleutnant brachte einen preussischen General a. D. mit, einen lebenswürdigen Herrn von kaustischem Witz. So fuhren wir zu sechs in einem von zwei schnellen Rudern getriebnen „Sandal“ das Goldne Horn entlang nach seiner Spitze zu. Aber schon bei der Abfahrt lag hinter uns über Asien dräunend eine schwarze Wolke, und es dauerte nicht lange, so hatte sie den Bosporus überschritten, und es fing ganz bedenklich an zu donnern und zu blitzn. Schon begegneten uns einzelne zurückkehrende „Kaiks“ mit schwarzverhüllten Frauen, die dem Gewitter entgehn wollten. Wir feuerten unsre Rudern zur größten Eile an, aber sehr bald wurde es klar, daß wir dem Regen nicht entgehn würden. Als die ersten schweren Tropfen niederfielen, fuhren wir ans Land und stiegen die hölzerne Treppe zu einem Wachtlokal an den Schiffshäusern hinauf. Hier lag ein Offizier mit einigen Soldaten. Da Hauschild, der das Türkische mit großem Eifer studiert hatte, den Offizier in seiner Muttersprache um die Erlaubnis bat, das Unwetter unter seinem schützenden Dache abwarten zu dürfen, so wurden uns mit großer Zuverlässigkeit Rohrchemel angeboten. Wir saßen nun auf der überdachten Holzdielen vor dem eigentlichen Wächterhaus und schauten auf das Goldne Horn hinaus, das aber heute nichts weniger als golden, vielmehr bleigrau und trübe aussah. Bald regnete es in Strömen, und wir hatten nun das Vergnügen, den ungeheuern Zug der eilig von den süßen Wassern nach Hause Zurückfahrenden an uns vorübergleiten zu sehen. Anfangs ließen sich die vorüberfahrenden Boote noch zählen, dann aber folgten sie sich in dichten Massen, wie ein geschlagnes Heer auf der Flucht. Da kamen Fahrzeuge von jeder Größe, Gestalt und Schönheit vorüber, vom groben Transportsboot bis zum elegantesten Luftsandal, teils mit Zeltbüchern, teils ohne solche, jedes suchte dem andern zuvorzukommen und hastete mit den Rudern wie mit ausschlagenden Wasserbeinen nach vorn, wobei es nicht an Kollisionen und Scheltworten der Schiffer fehlte. Aber das Vergnügen und die Lust waren durch den Regen keineswegs gänzlich extränkt worden. Nicht nur, daß von vielen der Schiffe eine schnarrende, lärmende Musik ertönte, auf einigen größern Fahrzeugen wurden auf dem Vorderdeck sogar Solotänze aufgeführt, ja auf einem kleinern Kaik vollführte ein Keel in buntem Tritot einen veritabeln Bauchtanz, mitten in

Sturm und Regen. Wohl bekomm's! Zwischen den Ruderbooten waren kleine Dampfer zu sehen, nach Art der Pariser mouches, der eine lag so schief im Wasser, daß er jeden Augenblick umzukippen schien. Außerdem gab es noch hochbordige Dampfchiffe, die von oben bis unten schwarz gestrichen oder behängt waren und den Eindruck riesiger Wasserfärge machten. Die Verdecke waren bis auf den letzten Platz von wimmelnden Menschen, meist schwarzbemäntelten Weibern, besetzt.

Allmählich ebhte diese Bootsklut. Von einem der letzten Fahrzeuge aber wurde ich zu meiner größten Überraschung bei Namen gerufen.

Besuchen Sie mich doch und trinken Sie eine Flasche Bier mit mir, ich wohne bei Kroeker, rief eine weibliche Stimme.

Ich war so verblüfft, daß ich kaum den Kneifer ans Auge brachte. Dann erkannte ich meine lebenswürdige Samariterin von Troja, die mir den ersten Verband ans Bein gelegt hatte, und neben ihr Fräulein Votti, ihre Barackengefährtin. Ihr Gatte fehlte. Er mußte also noch in Troja oder auf dem Ida sein. Ich rief noch nach dem Boote hinüber, daß ich nicht verfehlen würde zu kommen, da war die Erscheinung auch schon vorübergerauscht. Aber auch der Regen ließ nun nach, und Herr Hauschild, der nach guter deutscher Soldatenart nicht gern ein angefangnes Unternehmen unvollendet lassen wollte, überredete uns trotz einem leisen Widerspruch seiner Frau Gemahlin, nun doch noch zu den süßen Wassern zu fahren. Wir verabschiedeten uns also von unsern türkischen Schemel spendern, spannten die Schirme auf, und die Ruderer mit ihren roten Gürteln, roten Fesseln, gestreiften Hemden und nackten braunen Armen legten sich mit einem wahrhaften Bierkeifer, oder da es Türken waren, muß man wohl sagen Kaffeekeifer in die Riemen.

(Schluß folgt)



Junifonne

Eine Novelle von Sophus Bauditz

(Schluß)



Daß Barbo eingeleuchtet, und was ihm gewissermaßen als Ausgangspunkt gedient hatte, war der Umstand, daß er sich ganz deutlich entsann, daß an jenem Abend vor dem Hotel d'Angleterre neben ihnen ein einzelnes Paar gegessen hatte; er hatte die Leute eigentlich gar nicht angesehen, aber als sie sich erhoben, hatte er — der am weitesten vorn saß — doch bemerkt, daß es ein Herr und eine Dame war, und daß sie in das Hotel hineingingen: folglich hatten sie damals aller Wahrscheinlichkeit nach dort gewohnt.

Die einzig mögliche Erklärung der Postkarte war also, daß das unbekannte Paar ihre Unterhaltung über den Stein mit dem Kreuz angehört hatte, später mußte das Paar unterwegs mit Blom zusammengetroffen sein, der vermutlich über den Zweck seiner Reise geredet hatte, und dann hatte sich eins von ihnen — die Frau oder die Tochter, denn eine Damenhand war es — einen Zug daraus gemacht, ihm — als einem der drei Verschwornen — mitzutheilen, daß Blom aus irgend einem Grunde seinen ursprünglichen Plan aufgegeben habe und nach Rörvig gefahren sei. Warum sie gerade an ihn geschrieben hatte und nicht an Fessel, und woher sie ihn überhaupt kannte, war ihm anfänglich nicht klar, als er aber die Postkarte genauer betrachtete, gelang es ihm doch, eine Erklärung zu finden. „Herrn Barbo“ stand da als Adresse, nicht mehr und nicht weniger: sie hatte natür-